

Allem Wirklichen liegt das Mögliche voraus

Über Religion und Theologie nach der Aufklärung

von Gesche Linde

Theologie als Wissenschaft – ist das nach der Aufklärung überhaupt noch möglich? Die europäischen Nachkommen der Aufklärer tun sich schwer, auch nur den »leisesten Duft von Theologie« in und neben ihren Fächern zu dulden. Ganz anders die amerikanischen Religionsphilosophen, die schon früh eine Brücke zwischen dem gelebten Glauben und der rational gesteuerten Vernunft zu schlagen versuchten. Die Theologin und Religionsphilosophin Gesche Linde zeigt auf, welche Impulse vom amerikanischen Pragmatismus für den Dialog der Religionen, aber auch der Wissenschaften ausgehen können.

In programmatischer Absicht schrieb um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts der Professor für evangelische Theologie und zugleich radikale Christentumskritiker Franz Overbeck, Wahl-Schweizer mit deutsch-französisch-russischem Hintergrund: »Die Aufklärung, deren unsterbliches Verdienst es ist, den Blick der Betrachtung in der Geschichte von seiner einseitigen Richtung auf Religion abgezogen und für Auffassung [sic] eines weiteren Umkreises von menschlicher Geistesbildung befähigt zu haben, [...] hat [...] sich rein auf den Standpunkt des Menschen gestellt, inwiefern wir aus eignen Kräften im Stande sind, uns in das Reich der Ideen zu versetzen. Hier stehen Wissenschaft und Theologie am Kreuzwege, wo sie für immer auseinander zu gehen haben, bis sich ihre Wiedervereinigung absehen lässt. [...] seit der Forderung der Aufklärung, alle theologischen Elemente aus den Schranken der Wissenschaft fernzuhalten, [ist] [...] [f]ür Nachkommen der Aufklärer

Der amerikanische Philosoph Charles Peirce 1875 im Alter von 36 Jahren in Berlin: Der damalige Vermessungsingenieur befand sich auf der Reise zu einer internationalen Geodäten-Konferenz in Paris, für die er zuvor an verschiedenen Orten Pendelversuche – so auch in Berlin – durchgeführt hatte. Zu dieser Zeit hatte er bereits begonnen, die philosophischen Grundzüge seines Denkens zu entwickeln, vor allem seinen Begriff des Zeichens, an das alle Bewusstseinsprozesse gebunden sind und ohne das Objekterfassung nicht möglich ist.





Das Gemälde von Albert Herter zeigt die Gründer der amerikanischen National Academy of Sciences: Ganz links ist Benjamin Peirce abgebildet, der Vater von Charles, einflussreicher Professor für Mathematik und Astronomie in Harvard, der seinen begabten Sohn nach Kräften förderte; in der Mitte rechts, deutlich herausgehoben, sieht man den amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln; links neben ihm steht der Naturforscher Louis Agassiz.

[...] fortan nicht mehr der leiseste Duft von Theologie zu dulden.«^{11/}

Um dieselbe Zeit äußerte der Nordamerikaner William James, Spross einer an der Ostküste beheimateten Intellektuellenfamilie und Harvard-Professor für Philosophie und Psychologie, in einer Vorlesungsreihe über »die gegenwärtige Situation der Philosophie«: »Die Richtung, in die es mir gehen zu scheint, [...], sowohl in der Theologie als auch in der Philosophie, besteht darin, die Idee [...] zu akzeptieren, dass es einen Gott gibt [...]. [...] Warum können ›Erfahrung‹ und ›Vernunft‹ sich nicht auf diesem gemeinsamen Boden treffen? Warum können sie keinen Kompromiss schließen? [...] Empirismus und Rationalismus könnten sich die Hand zu einem anhaltenden Friedensschluss reichen. Beide könnten ihre der Abstraktion geschuldete Blutleere hinter sich lassen und, wie es Wissenschaftler zu tun pflegen, zusammen danach trachten, mit Hilfe aller verfügbaren Analogien und Daten die wahrscheinlichste Idee davon zu entwerfen, wie das göttliche Bewusstsein ungefähr beschaffen sein mag.«^{12/}

Vom unterschiedlichen Umgang mit der Religion im Gefolge der Aufklärung

Die beiden Zitate sind zunächst symptomatisch für zwei verschiedene, geschichtlich gewachsene Formen des Umgangs mit Religion – einschließlich deren wissenschaftlicher Selbstreflexion als Theologie – in der westlichen Welt. Die Gründungslegende der USA besagt, dass unterdrückte religiöse Minoritäten aus Europa sich eine neue Heimat schaffen wollten, in der alle gleiches Existenzrecht beanspruchen können sollten, so dass der Einfluss einzelner bestimmter Gemeinschaften zurückgedrängt werden musste und zugleich diese vor staatlichen Eingriffen zu schützen waren. Die Trennung von Staat und Kirche erfolgte insofern in religions- und pluralitätsfreundlicher Absicht. Als man hingegen in Europa begann, eine solche Trennung durchzusetzen – besonders radikal in Frankreich, milder auch in Deutschland –, geschah dies nicht, um für neue religiöse Gruppierungen Raum zu schaffen, sondern primär, um dem Staat – nach Hegel der Verkörperung des objektiven Geistes auf dessen allgemeinsten und höchster Stufe – stärkere Hoheitsrechte einzuräumen.

Hinter den beiden unterschiedlichen Formen des Umgangs mit Religion, die in den zwei zitierten Stimmen aufscheinen, verbergen sich indessen auch zwei unterschiedliche Möglichkeiten, den *Geltungsanspruch* der Religion nach der Aufklärung, mit der »die Religion [...] vor die Schranken der Vernunft zitiert [wurde]«^{13/}, zu bestimmen. In zwei Schlagwörter zusammengefasst, könnte man sagen, dass im kantisch geprägten Kontinentaleuropa religiöse Überzeugungen der Begründung bedürfen, in Nordamerika der Rechtfertigung (»justification«).

Glaube als »kognitiver Habitus«

Die These Kants hatte gelautet, die Inhalte der Religion seien, wenn überhaupt, nicht theoretisch, sondern praktisch zu legitimieren, nämlich als Postulate, welche die Vernunft um der Vereinbarkeit von Moralität und Glückseligkeit willen setzen müsse. Kant hatte sich damit gegen einen in Formeln erstarrten und mit Seltsamkeiten überfrachteten »Kirchenglauben« gewandt, wie er von den Kanzeln herab verkündet und von den kirchlichen Leitungsinstanzen vertreten wurde. Zwar spricht er sich ebenso gegen einen »dogmatischen Unglauben« aus, der ohne jede Prüfung religiöse Aussagen von vornherein als un- oder widervernünftig abtut. Doch in dem Szenario, das er aufbaut, agiert die Vernunft autonom und erschließt sich Postulate wie »Gott«, »Freiheit« oder »Unsterblichkeit« in eigener Verantwortung, ohne auf die Überlieferungsbestände der etablierten Religionsgemeinschaften zurückgreifen zu müssen oder zu wollen. Glaube wird zum »kognitiven Habitus«^{14/}, mit dem das aufgeklärte Individuum sich selbst dasjenige zu glauben vorlegt, von dem es zuvor eingesehen hat, dass es für bestimmte Begründungszusammenhänge vorausgesetzt werden müsse. Eine von mehreren Konsequenzen aus der Position Kants für die Funktion der Theologie besteht darin, dass der Theologie nun die Religionsphilosophie beziehungsweise die Philosophie überhaupt in kritischer Funktion vorgeordnet, eigentlich sogar erstere durch letztere abgelöst wird. Fortan hat die akademische Theologie, als Reflexion auf den (noch dazu konfessionell gebundenen) »Kirchenglauben«, gegen das Etikett des Unvernünftigen und letztlich sogar gegen den völligen Verlust ihres Gegenstandes anzukämpfen. Die (protestantische) Theologie des 19. Jahrhunderts reagiert auf diese Situation mit elaborierten Versuchen, diesen ihren Gegenstand – Gott – im Zusammenhang aller möglichen Inhalte des Bewusstseins oder aller möglichen Gegenstände des Wissens zu bestimmen – so elaboriert, dass sie außerhalb der Theologie ebenso wenig zur Kenntnis genommen wurden, wie etwa Nicht-Physiker sich mit der Relativitätstheorie zu beschäftigen pflegen, und stets mit der Schwierigkeit einer ihr aufgenötigten schroffen Unterscheidung von Vernünftigkeit und Unvernünftigkeit belastet.

Glaube als Gegebenheit

Das Schlagwort »justification«, das vor allem in der angelsächsischen und hier primär in der nordamerikanischen analytischen Religionsphilosophie gebräuchlich ist, ist anders gelagert. Es impliziert – dies entspricht der pluralen Situation in den Vereinigten Staaten –, dass der religiöse Glaube zunächst in seinem Bestand betrachtet und als Phänomen akzeptiert wird, um ihn erst nach-

träglich auch nicht so sehr auf seine Begründung, sondern eher auf seine Begründbarkeit, also auf die Möglichkeit einer argumentativen »Rechtfertigung« hin zu überprüfen. Im Resultat tritt also auch hier die Religion (und mit ihr die Theologie) vor den Richterstuhl der Vernunft, aber die Religion breitet gewissermaßen im Gerichtssaal aus, was immer sie zu bieten hat, und wartet auf den Urteilsspruch des (grundsätzlich wohlgesonnenen) Richters, während sie nach dem Modell der kantischen Aufklärung in den Saal erst zur Verkündung des Urteils darf, eines Urteils, das in ihrer Abwesenheit gefällt wurde. Es ist symptomatisch, dass in Nordamerika die Frage nach der Rechtfertigung der Religion von Religionsphilosophen gestellt wird, die sich eben nicht als Theologen, sondern als Philosophen verstehen. In Kontinentaleuropa dagegen war es zuerst Friedrich Schleiermacher, der darauf aufmerksam machte, dass religiöse Begriffe – allen voran Gott – ihre Wurzel in konkreten Religionen haben, die gelebt werden; doch wird Schleiermacher außerhalb der Theologie bis heute beinahe ausschließlich als Theologe und nicht als Philosoph wahrgenommen.

Eine andere Sicht auf die Dinge: Der amerikanische Pragmatismus

Das erwähnte Schlagwort »justification« taucht bereits bei dem schon erwähnten William James auf, und dort in dessen berühmter kleiner Schrift »The Will to Believe«. Hier und in den ebenso berühmten schottischen Gifford Lectures über »Die Vielfalt religiöser Erfahrung«



Arisbe, das Haus von Charles und Juliette Peirce in Milford, das ihnen als Rückzugsort diente, nachdem Charles Peirce von der Johns Hopkins University entlassen worden war. Der Name »Arisbe« ist nach einer in der Ilias erwähnten Stadt bei Troja gewählt, »wohlgebaut« (Buch VI), und Zuflucht für Lycaon, einen Sohn des mächtigen trojanischen Königs Priamos, der von Achill gefangen genommen und in die Sklaverei verkauft worden war, bis er losgekauft und nach Arisbe geschickt wurde; dort durfte er sich kurze elf Tage der Freiheit erfreuen, bis er am zwölften erneut von Achill erspäht und blutig erschlagen wurde (Buch XXI). Die Anspielungen sind offensichtlich. Charles und Juliette erweiterten das Haus später um ein Stockwerk – auch deshalb, weil sie planten, eine Sommerschule für Studenten einzurichten und auf diese Weise ihr mageres Einkommen aufzubessern.

Charles Sanders Peirce, der brillante Denker im Abseits



Für den jungen Charles Sanders Peirce, 1839 in eine gutbürgerliche Akademikerfamilie zu Boston hineingeboren, ließ sich zunächst alles gut an. Nach einem Chemie-Bachelor in Harvard und neben seiner Stelle als Vermessungsingenieur im U.S. Coast and Geodetic Survey unternahm er nicht nur viel beachtete astronomische Forschungen, die ihn bis

nach Europa führten, sondern hielt zudem ab 1864 jahrelang Lehrveranstaltungen über Logik und Wissenschaftstheorie an seiner Alma mater, die ihm schließlich 1879 eine Logikdozentur an der neu gegründeten Johns Hopkins University in Baltimore eintrugen. Doch im akademischen Milieu der Ostküste des 19. Jahrhunderts, in dem auf charakterliche Bildung ebenso viel Wert gelegt wurde wie auf wissenschaftliche, waren es gesellschaftliche Hindernisse, die ihn dann ins jähe Abseits geraten ließen: seine wohl bekannte Neigung zum Jähzorn und die Scheidung seiner ersten Ehe sowie die öffentliche Liaison mit seiner späteren zweiten Frau, einer Europäerin, deren Herkunft bis heute rätselhaft geblieben ist.

Als sich nach seiner Entlassung aus Johns Hopkins 1884 abzeichnete, dass Peirce niemals wieder eine Stelle an einer Universität der Ostküstenregion würde besetzen können – trotz seines berühmten Vaters Benjamin, eines Harvard-Professors für Mathematik und Astronomie, und seines Bruders James, Mathematik- und Astronomieprofessor ebenfalls in Harvard –, zogen er und seine Frau Juliette sich in ein Haus im ländlichen Milford, Pennsylvania, zurück, in dessen Ausbau und Erhalt sie fortan viel Zeit, Energie und Geld steckten. Seitdem lebten sie von Ererbtem und Erspartem sowie von seinen gelegentlichen Honoraren für Gastvorträge, Rezensionen und Lexikonartikel. Als ihnen zunehmend die Mittel ausgingen, waren sie immer dringender auf die Unterstützung durch die James-Familie und weitere Freunde angewiesen; in einigen Manuskripten erwähnt Peirce nebenbei, wie sehr er unter Hunger leide und wie lange er nichts mehr gegessen habe.

1914 schließlich starb Charles Peirce nach jahrelangem Leiden, offenbar an Darm- und Magenkrebs. Seine Witwe Juliette, obgleich von fragiler Konstitution, überlebte ihn um 20 Jahre und verschied in einem Haus, das kaum noch Möbel enthielt und nach der alarmierten Beschreibung des behandelnden Arztes »no sanitary facilities, no running water and no heat« bot, doch mit Integrität und in ungebrochenem Stolz, nicht zuletzt auf ihren genial begabten Ehemann.

Juliette Peirce überlebte ihren Ehemann um 20 Jahre.

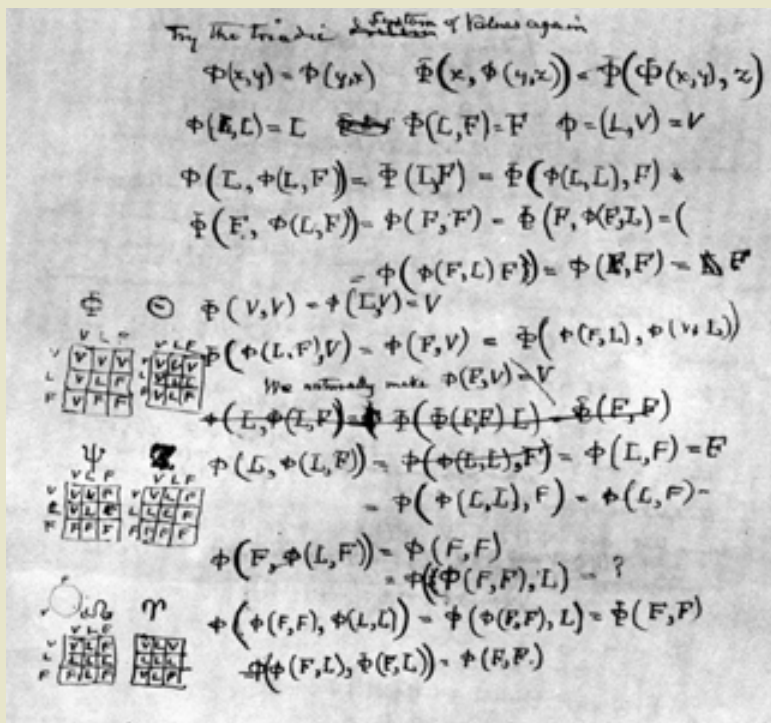




William James (links) und Josiah Royce (rechts) um 1900, damals wie heute zwei der berühmtesten Philosophen Amerikas. Peirce hatte zu beiden Kontakt; besonders eng aber war das Verhältnis zu William James und dessen Familie, die ihn und nach seinem Tode auch Juliette treu unterstützten, bis es schließlich zum Zerwürfnis von ihrer Seite aus kam. Royce ist es zu verdanken, dass die Manuskripte aus dem Nachlass nach Harvard geholt wurden.

argumentiert James, dass sich in allen Religionen unter einem je unterschiedlichen dogmatischen Überbau eine verborgene Schicht ähnlicher Erfahrungen freilegen lasse, die allerdings – temperamentabhängig – nicht jedermann zugänglich seien und über deren Bedeutung sich daher auch nicht allgemeinverbindlich entscheiden lasse. In solchen Fällen nicht entscheidbarer Aussagen, die jedoch lebenspraktisch entschieden werden *müssen* – und dazu gehöre die Religion –, hält James es für legitim, diejenige Option zu akzeptieren, deren praktische Umsetzung sich von größerer Nützlichkeit oder höherem Befriedigungspotenzial erweise oder solches verspreche. Damit ist James Vertreter einer »Pragmatismus« genannten Position, die besagt, dass die Bedeu-

Verschlungen wie sein Lebensweg: Die Rezeption von Peirces Werk



Eine der ungezählten Manuskriptseiten, die Peirce bei seinem Tode hinterließ, hier aus dem »Logischen Notizbuch«, einer nicht zur Veröffentlichung bestimmten Kladde, in der Peirce seine Ideen zu Logik und Semiotik notierte. Die Originalseiten sind in vielen Fällen mehrfarbig; Peirce schrieb gern in rot, blau und schwarz, um Bezüge deutlich zu machen, Wichtiges hervorzuheben oder Korrekturen einzutragen.

Von Anfang an verlief die Rezeption der Peirce-Schriften auf ebenso gewundenen Wegen wie der Lebensweg ihres Autors. Die Hauptmasse an Material, das Peirce in unermüdlicher Schreibtischarbeit produzierte, wurde zu seinen Lebzeiten nie publiziert. Nach seinem Tod 1914 überließ seine Witwe die Manuskripte der Obhut von Josiah Royce an der Harvard-Universität, der sie per Pferdeschlitten abholen ließ. Juliette

verband mit diesem Schritt die lange Zeit vergebliche Hoffnung, die Schriften würden veröffentlicht und zudem Tantiemen einbringen.

In Harvard lagern die kostbaren Originale bis heute, in unzähligen Kisten, allerdings wohl nicht mehr ganz vollständig und überdies in Unordnung. In einem der Räume des Peirce Edition Project in Indianapolis, das eine kritische und chronologisch geordnete Ausgabe der Hauptschriften besorgt hat und mit dieser die von 1931 bis 1958 erschienenen, in fahrlässiger Weise zerschnittenen und thematisch neu zusammengestellten »Collected Papers« ersetzen will, sind Wäscheleinen aufgespannt, an denen einzelne Manuskriptseiten mit Wäscheklammern festgesteckt werden, um auf diese Weise eine Zuordnung zu ermöglichen und Texte zu rekonstruieren.

In Deutschland wurde die Rezeption, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in ersten Anfängen eingesetzt hatte – Peirce unterhielt rege Korrespondenz auch nach Europa –, durch die beiden Weltkriege radikal unterbrochen. Die Peirce-Rezeption im Nachkriegsdeutschland verlief im Wesentlichen in vier Zügen und aus unterschiedlichen Perspektiven: Max Bense und Elisabeth Walther in Stuttgart griffen vor allem den dreistelligen Zeichenbegriff auf und versuchten, diesen für Kunst- und Literaturanalyse und in der Ästhetik fruchtbar zu machen; Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas in Frankfurt lasen Peirce als Transzendentalsemiotiker und als Theoretiker der idealen Kommunikationsgemeinschaft. Später edierte Helmut Pape, angeleitet von Klaus Oehler, bahnbrechend drei Bände »Semiotische Schriften« und richtete den Blick auf logische und naturphilosophische Aspekte bei Peirce. Der Theologe Hermann Deuser, heute Frankfurt [siehe auch »Der Theologe Hermann Deuser und die geschenkte Zeit«, Seite 79], entdeckte schließlich bei Peirce ein religionsphilosophisches und metaphysisches Begründungsprogramm.

tung («meaning») einer Aussage in den Handlungen besteht, in die sie sich umsetzen lässt, oder in den Empfindungen, Perzepten und wahrnehmbaren Reaktionen, die sie erwarten lässt. Ihre Wahrheit besteht folgerichtig in dem Erfolg, mit dem diese Handlungen durchgeführt werden, oder in der Zuverlässigkeit, mit der die erwarteten Empfindungen, Perzepte und Reaktionen eintreffen.

Der Pragmatismus der Jamesschen Variante konnte sich in Kontinentaleuropa von seiner ersten Rezeption kurz nach der Jahrhundertwende an – hinter den ersten deutschsprachigen Rezensionen hört man förmlich das verächtliche Schnauben der Autoren – bis heute nicht breit durchsetzen, und teils aus guten Gründen. Dennoch hatte James das Augenmerk auf eine interessante Sorte von Aussagen gelenkt: Aussagen, über deren Wahrheit oder Falschheit sich rational, auf der Grundlage von expliziten Argumenten, nicht eindeutig entscheiden lässt und die, wenn sie denn handlungspraktisch als entschieden vorausgesetzt werden, darum nur auf der Basis des Gefühls entschieden worden sein können. James hatte damit einen Gedanken aufgegriffen – und abgewandelt –, der ursprünglich von seinem Studienkollegen und Freund Charles Peirce stammte und den dieser sehr viel detaillierter und vor allem systematischer ausgeführt hatte.

Peirce betrachtet Aussagen als Zeichengefüge, die sich zum einen ihrerseits der Interpretation von Zeichen verdanken, also Ergebnisse von Interpretationsprozessen sind – solche Ergebnisse nennt Peirce »Interpretanten« –, zum anderen wiederum selbst als Zeichen verwendet werden können und auf diese Weise weitere Interpretanten hervorbringen. Die Zeichen, die durch Aussagen verarbeitet werden, sind Begriffe; die Interpretanten, die ihrerseits aus Aussagen generiert werden können, sind Schlussfolgerungen auf die Wahrheit oder Unwahrheit jener Aussagen. Durch strukturell unterschiedliche Möglichkeiten der Kombination von Begriffen werden unterschiedliche Aussagetypen erzeugt, und durch strukturell unterschiedliche Möglichkeiten der Kombination von Aussagen unterschiedliche Typen argumentativ gerechtfertigter Schlussfolgerungen. Nun rechnet Peirce zu den logisch validen Argumentformen nicht nur die von der philosophischen Tradition ererbte Induktion und Deduktion, sondern auch die so genannte »Abduktion«, die den zu rechtfertigenden Satz nicht als notwendig (deduktiv) wahr oder als faktisch (induktiv) wahr, sondern als *möglicherweise* wahr ausweist (sofern sich nämlich sein Gegenteil nicht beweisen lässt). Zugleich kann ein und derselbe Satz abduktiv in höchst variabler Weise – also individuell unterschiedlich – begründet werden.

Der studierte Chemiker Peirce vertrat die Auffassung, dass abduktive Prozesse in allen Aussagebereichen zu beobachten seien, sogar in den Naturwissenschaften: Die in der Literatur wohl beliebtesten Beispiele für abduktive (oder abduktionsähnliche) Prozesse sind die Be-



Charles und Juliette im Garten ihres Hauses zu Milford, zirka 1907. Peirce war zu dieser Zeit 68 Jahre alt und immer noch bei voller Schaffenskraft. Wenig später meldete sich seine Krebserkrankung, die ihm die Arbeit zunehmend unmöglich machte.

richte von August Kekulé, der in Träumereien versunken eines Abends auf dem Oberdeck eines Londoner Omnibusses auf die Valenztheorie verfiel und der im Halbschlaf vor dem Kamin in seinem Genter Arbeitszimmer plötzlich den Benzolring vor sich sah. Doch auch religiöse Aussagen wurzeln nach Peirce in solchen spontanen Abduktionen und werden für überzeugend wiederum nur aufgrund von Abduktionen gehalten. Aus dieser Perspektive unterscheiden Theologie und andere akademische Disziplinen sich nicht einfach durch ihren Gegenstandsbereich (etwa: hier Gott, dort die Welt) oder durch ihre Methode (etwa: hier Verstehen, dort Erklären) oder durch ihr Arbeitsmaterial (etwa: hier Texte oder überhaupt Kultur, dort Natur), sondern dadurch, dass die Interpretanten, mit denen sie umgehen und die sie neu produzieren, in ihrem semiotischen Status jeweils differieren: nämlich sowohl hinsichtlich der Art ihrer Genese als auch hinsichtlich ihrer Interpretabilität. Ein Begriff wie »Gott«, als Interpretant betrachtet, verarbeitet vermutlich ursprünglich (soweit sich so etwas überhaupt nachträglich aufhellen lässt) Wahrnehmungen, Hypothesen oder Überzeugungen klassifizierbar anderer Art (Zeichen) in klassifizierbar inhaltlich anderer Weise (Objektbezug) und in klassifizierbar anderer Form (Interpretantenbildung), als das bei Begriffen wie etwa »Zelle« oder »Quadratwurzel« der Fall ist. Wiederum als Zeichen betrachtet, lässt »Gott« sich selbstverständlich in Gestalt weiterer Interpretanten explizieren: zum Beispiel durch die In-Bezug-Setzung

Literatur

<p>^{1/1} Franz Overbeck, Christentum und Kultur. Gedanken und Anmerkungen zur modernen Theologie, 3., un-</p>	<p>veränderte Auflage, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973 [unveränderter reprografischer</p>	<p>Nachdruck der 1. Auflage, Basel: Schwabe & Co., 1919], S. 5.</p>	<p>^{1/2} William James, A Pluralistic Universe, Lecture VIII; deutsche Übersetzung von Verf.</p>	<p>^{1/3} Jürgen Habermas, Die Grenze zwischen Glauben und Wissen. Zur Wirkungsgeschichte und aktuellen Bedeutung von</p>	<p>Kants Religionsphilosophie; in: ders., Zwischen Naturalismus und Religion. Philosophische Aufsätze, Frankfurt</p>	<p>am Main: Suhrkamp, 2005, S. 216–257, hier 216. ^{1/4} Habermas, a. a. O., S. 229.</p>
------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	---------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------



Charles Peirce, sichtlich ausgezehrt von langer Krankheit, auf seinem Totenbett am 19. April 1914 in Milford. Auf der Fotografie an der Wand ein anrührendes Detail: Juliettes Pudel Zola, den sie Kunststücke zu lehren pflegte.

zu Jesus Christus oder Mohammed – die Überlieferungsbestände und Theologien der Religionen führen das ja überbordend vor. Doch Sätze, in denen »Gott« auftaucht, müssen nicht (und können auch gar nicht) von jedermann für wahr gehalten werden, weil sie, um ihrerseits als Zeichen für ein reales Objekt – Gott – verstanden und damit geglaubt werden zu können, von abduktiv strukturierten Begründungen abhängig sind, die sich aus dem sonstigen Überzeugungsbestand des Individuums speisen. Wenn solche Begründungen wirksam werden, stellen sie sich eher spontan und unkontrolliert ein. So gesehen, ist universitäre Theologie so etwas wie eine Statthalterin des Möglichen und zugleich (auf der anderen Seite der Medaille) des Individuellen: Sie ist die fachgewordene Erinnerung daran, dass vor der Verständigung über objektiv beschreib- und

intersubjektiv beobachtbare Realitäten Prozesse stehen, die bis in die Begriffsbildung hinein nach anderen Mustern funktionieren als die, die in den methodisch kontrollierten Verfahren der Einzelwissenschaften Anwendung finden, und ebenso daran, dass allem Wirklichen das Mögliche vorausliegt.

Semiotik als Brücke zwischen den Wissenschaften

Der Pragmatismus Peircescher Prägung ist als Methode des Umgangs mit Begriffen für die Theologie und die angrenzende Religionsphilosophie von hohem Interesse, sofern er es erlaubt, die Begriffswelt der Theologie in einen strukturellen Zusammenhang mit den Begriffswelten anderer Wissenschaften zu setzen. Zudem bietet er eine Möglichkeit, mit der Koexistenz der Religionen theologisch umzugehen: Das Eingeständnis, dass der je eigene religiöse Überzeugungsbestand sich nicht allgemeinverbindlich als wahr ausweisen lässt, ist von der Frage der individuellen Gewissheit zu unterscheiden und muss letztere nicht zwangsläufig relativieren.

Ebenso relevant jedoch, und zwar für interdisziplinäre Fragestellungen, scheint mir das semiotische Klassifikationssystem zu sein, das Peirce nach der Jahrhundertwende entwickelte und das vielleicht seine größte Leistung darstellt. Leider hat er es unausgeführt gelassen – die Manuskripte enthalten Tabellen, aber keine Erläuterungen –, so dass es aktiv interpretiert werden muss, und das offenbar teils anders, als es Peirce selbst vorschwebte: Hier liegt eine gegenwärtige Herausforderung. Die leitende Idee ist, dass Prozesse – von der schlichtesten Reizverarbeitung oder Sinnesempfindung über Handlungen bis hin zu sprachlichen Äußerungen und elaborierten Schlussfolgerungsverfahren – sich als immer weiter ausdifferenzierte Derivate ein und derselben formalen (und formalisierbaren) Grundstruktur darstellen lassen, einer Grundstruktur, die Peirce als Relation zwischen einer »Zeichen« genannten Entität, einer »Objekt« genannten Entität und einer »Interpretant« genannten Entität beschreibt. In der Geschichte der Semiotik ist Peirce damit der im Grunde erste Autor nach Augustin, dessen Zeichenbegriff es erlaubt, konventionale Sprach- beziehungsweise Schriftzeichen und kausal erklärbar Hinweiszichen zueinander in Beziehung zu setzen; und er ist vermutlich der erste Autor, der auch den Bildbegriff in seine Zeichentheorie integriert.

Was sich spröde anhören mag, erlaubt tatsächlich den Brückenschlag in verschiedenste Bereiche: vor allem in die Philosophie des Geistes, die durch die Neurowissenschaften und die Künstliche-Intelligenz-Forschung gegenwärtig neue Anstöße erlebt – man denke an die Debatten um Qualia, um Determinismus und Willensfreiheit, um die Funktion der Emotionen oder um das Verhältnis zwischen tierischem und menschlichem Bewusstsein –, aber ebenso in die Kunstwissenschaft – man denke an den Bildbegriff – oder möglicherweise sogar in die Physik – man denke an den (offenbar viel umstrittenen) Informationsbegriff. Die Leistungsfähigkeit der Peirceschen Semiotik auf solchen und anderen Feldern auszutesten – und daraus vielleicht sogar Folgerungen für die prinzipielle Verfasstheit unserer Welt abzuleiten – erscheint insofern als eine höchst spannende Aufgabe. ♦

Die Autorin



Privatdozentin Dr. Gesche Linde, 41, studierte Evangelische Theologie in Mainz und Tübingen und hielt sich 1995/96 ein Jahr lang mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austausch-Dienstes am Peirce Edition Project in Indianapolis auf. Seit 1999 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Professor Dr. Dr. h.c. Hermann Deuser am Fachbereich Evangelische Theologie in Frankfurt. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf den Gebieten der Semiotik, des amerikanischen Pragmatismus, insbesondere Peirce, und der Theologie der Reformation. Seit dem 1. Oktober vertritt sie für zwei Jahre Prof. Deuser im Bereich Systematische Theologie und Religionsphilosophie. Finanziert wird ihre Stelle im ersten Jahr von der Universität Erfurt, die Deuser als Fellow an das

Max-Weber-Kolleg berufen hat, und im zweiten aus dem Programm »Pro Geisteswissenschaften«, das mit der Freistellung Deusers für sein Opus Magnum gleichzeitig seine Vertretung durch eine/n Nachwuchswissenschaftler/in ermöglicht. [siehe auch »Der Theologe Hermann Deuser und die geschenkte Zeit« Seite 79]